



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Eine Inselreise durch das griechische Meer : 2. Von Keos
bis Mykonos

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wurden. Wäre das Zentrum Rußlands in Moskau geblieben, so würden sie weniger zur Größe des Reichs beigetragen, vielleicht aber durch regere Entwicklung des heimischen Unternehmungsgeistes besser für ihre eigne Zukunft vorgesorgt haben. Finnland war seit der Verlegung der russischen Residenz nach der Ostsee der Attraktionskraft des mächtigen Nachbarreichs rettungslos überliefert. Die Hauptstadt einer Großmacht kann auf die Dauer nicht Grenzstadt bleiben. Schweden hat noch nach dem Nordischen Kriege zwei Präventivkriege geführt, um Rußland wieder nach Moskau zurückzuwerfen und den Verlust Finnlands zu verhüten. Es war umsonst. Die ungeheure Übermacht und die geographische Lage gaben den Ausschlag zu Gunsten Rußlands.



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

2. Von Keos bis Mykonos



nach dem gedruckten Reiseprogramm sollten wir von Sunion hinüber nach dem naheliegenden Andros fahren, aber der starke Nordwind machte das unmöglich, und wir kamen so um den Anblick der „Andria,“ des Mädchens von Andros, auf das sich besonders die Sängern unter uns schon gefreut hatten. Statt dessen steuerte unser Schiff südwärts der Insel Keos zu, der Heimat des Dichters Simonides und des Philosophen Proditos. Es landete aber nicht an der Hauptstadt Kea, sondern an der Südostküste, wo einst die alte Stadt Karthaiia gelegen hat. Hier waren der Herren- und der Damenstrand durch eine starke ins Meer vorspringende Felskluft gefondert, aber niemand mochte bei dem kalten Winde von der vorzüglichen Badegelegenheit Gebrauch machen. Vielmehr stiegen wir alle zu der schmalen, schrägen Felsstufe hinauf, wo früher die Heiligtümer der Stadt gelegen hatten, und fanden dort „eine schöne, polygonale Mauer“ nebst Gräbernischen und Höhlen. Auch eine zweite noch höhere, schmalere und schwerer zugängliche Terrasse wurde von den Kühnern bestiegen. Auf beiden Terrassen, wo einst eine blühende Stadt gestanden hatte, herrschte jetzt absolute Einsamkeit. Keine Spur von Anbau war in dem Felsstal unterhalb der beiden Terrassen zu entdecken, nur eine kleine byzantinische Kapelle dämmerte verfallend am Strande hin, und ein Hirtenjunge ließ einige Ziegen, man kann nicht sagen grasen — denn Gras gab es wohl kaum —, eher buschen. Dem mag wohl hier manchmal in der Mittagsstunde der große Pan erscheinen, sodaß er entsetzt mit seiner Hirtenflasche strandwärts flüchtet, wie das Böcklinsche Gemälde das so wunderbar darstellt.

Während der Weiterfahrt überzogen Wolken das Firmament, und „es brach vom Himmel herein die Nacht.“ Ich setzte mich in das auf allen Seiten mit Glas umwandete Kompaß- oder Steuerhäuschen auf Deck und sah von dieser

trocknen Stelle aus, wie Zeus einen gewaltigen Platzregen mit Hagel vermischt auf die dunkelwogende Salzflut hernieder sandte und mit dreifach gezacktem Blitz die Wolken spaltete. Furchtbar rollte der Donner über das Meer, alle Spitzen und vorspringenden Warten wurden unsichtbar, wie in einem grauen Sacke fuhr das Schiff seine Straße. Wie leicht war es da, sich in die Seele des göttlichen Dulders zu versetzen, der ja öfters in gleicher Lage gewesen war, nur ohne den rettenden Kompaß und ohne die Kraft des Dampfes und auf schlechtem, ungedecktem Boot. Es kam mir vor, als blitzte und krachte es in diesen Breiten bedeutend stärker als bei uns. Der hammerschwingende Donar ist doch wohl gutmütiger als der ägischschüttelnde Zeus.

Unser Kapitän erklärte, er könne bei solchem Wetter trotz Dampf und Kompaß und allen andern seemännischen Errungenschaften der Neuzeit nicht nach Tinos fahren, wie er sollte, er müsse vielmehr in Hermupolis auf Syra Schutz suchen. Hier ist nämlich der sicherste Hafen des ganzen Ägadenmeeres, der bis vor kurzem noch der Mittelpunkt des gesamten europäisch-levantinischen Dampferverkehrs war. Erst in neuester Zeit ist Hermupolis durch den Piräus und durch Patras überflügelt worden. Als wir in den Hafen einfuhren, war der Himmel schon wieder hell, wenn auch die Wogen noch hoch gingen, und sehr malerisch erhob sich vor uns, zwei Hügel hinansteigend, die Stadt. Auf dem einen wohnen die von venetianischer Zeit her reichlich vorhandnen römischen Katholiken, auf dem andern die griechisch Orthodoxen, vor beiden Hügeln dehnen sich die Magazine und die Quais am Strande hin.

Raum war unser Schiff vor Anker gegangen, so wurde es von einer Bootsflottille angegriffen und geentert. Die Schiffer von Syra, schon von jeher durch ihre Unverschämtheit berüchtigt, sind, seit in den letzten Jahren ihr Verdienst zurückgegangen ist, zu einer Art Hafenhänen geworden. Sie besetzten in dichten Massen die Treppen unsers Schiffes und erklärten, sie würden uns ans Land fahren, und zwar für zwei Drachmen die Person. Unsr Bootsleute setzten dagegen eine Ehre darein, uns, wie immer, so auch hier ans Land zu bringen. Einige von uns wollten sich schon, um dem wüsten Hader zu entgehen, den syrischen Schiffern anvertrauen, wurden aber von Dörpfeld und dem Kapitän energisch daran verhindert. Während des hin- und herwogenden Lärmes ließen zwei unsrer Matrosen auf der der Stadt abgewandten Seite eine Sölle zu Wasser, fuhren, von allgemeinem Geheul begrüßt, um die uns dicht belagernden Rähne auswärts herum und meldeten den Fall der Hafenspolizei, die sich bis dahin, obwohl sie unsre Bedrängnis gesehen haben mußte, in orientalischem Quietismus nicht gerührt hatte. Nun erschien das Boot mit dem blauen Kreuz, und unter furchtbaren Püffen und Stößen von den Vertretern des Gesetzes und einem wahrhaft ohrenbetäubenden Geschrei, das sie selbst ausstießen, wurden die braunen Syrier auseinander getrieben und in ihre Boote zurückgeworfen.

Stolz ruderten wir nun im eignen Boot an den von Menschen über-vollen Strand und zogen durch die engen Straßen auf die Platia. Die Stadt macht mit ihren Bazaren, ihrem Früchte- und Fischmarkt, ihren engen Straßen, ihrem bunten Volksgewimmel schon einen stark orientalischen Eindruck, der

noch durch die schönen Palmen auf der *Platia* verstärkt wird. Hier erquickten wir uns bei rauschendem Regen an Kaffee, Wein und Lufumi. Dann ging's natürlich in das Museum, wo uns ein uralter Grabstein mit pflugförmiger Inschrift erbaute. Auch Kirchen wurden besichtigt. Zum Besteigen eines der beiden Stadthügel war jedoch keine Zeit vorhanden. Nachdem ich noch mit zwei wackern Genossen in einer von oben bis unten mit Fässern und Flaschenregalen besetzten engen Hafenkneipe gegessen, mit den Hermupolitanern fraternisiert und eine große ehemalige Petroleumflasche zu meinem Privatgebrauch voll feurigen Syraweins hatte füllen lassen, kehrten wir, um das Abendbrot nicht zu versäumen, zum Schiffe zurück.

Nach Tische wurde eine zweite Expedition an Land veranstaltet. Herr Brückner hatte einen Spazierstock, der mit 1,25 Drachmen ausgezeichnet war, mit 1,50 bezahlt und wollte nun einmal sehen, ob die geschäftliche Ehrlichkeit der Hermupolitaner soweit ginge, daß man ihm die 25 Lepta (etwa 13 Pfennige) zurückgäbe. Er erlangte das auch durch Berufung auf die vielgerühmte griechische „*Philoxenia*“ (Gastfreundschaft), in Italien hätte man ein solches Ansfinnen unter höflichstem Wortschwall abgelehnt. Darauf kam ein zweiter Handel an die Reihe. Es war nämlich samt seiner freundlichen Gattin ein schon ziemlich betagter, aber noch recht rüstiger Herr K. bei uns, ein Seidenfabrikant aus der Rheinprovinz, der mit Glücksgütern einigermaßen gesegnet war. Dieser besaß eine Sammlung merkwürdiger Kunstgewebe und bat Herrn Brückner, er möge sich doch, da er des Griechischen mächtig sei, erkundigen, ob hier irgendwo solche Arbeiten käuflich seien. Man brachte uns zu einem Hause, dessen Besitzer uns, da die Tadventür schon geschlossen war, durch das Schlafzimmer in die gute Stube führte. In der Kammer lagen zwei kleine Inselgriechen schon in den Betten. Ihre Mutter küßte sie mit einem lieblosenden *matja mu* (meine Augen) und schloß sich uns dann an. Sie war eine prachtvolle Erscheinung, groß und schlank wie das Palmreis, das *Odyffeus* einst auf *Delos* gesehen hatte, und der *Hera* vergleichbar durch die strahlende Größe ihrer Augen. Durch diese leitete sie, an der Tür stehend, den ganzen sich nun entwickelnden Handel. Ihr Mann brachte einige herrliche Handwebereien und Stickerereien herbei, die sicher über hundert Jahre alt waren und Herrn K. offenbar in die Augen stachen. Außerdem bot er einen schönen Dolch und eine Vase mit seltsamem silbernem Mundstück zum Verkauf an. Das Geschäft kam aber nur sehr langsam vom Fleck. Der Mann schaute immer nach den Augen seiner Frau und beobachtete ängstlich, ob sie die Brauen verneinend hochzog oder bejahend senkte. Meistens tat sie das erste, sowie sich aber Herr K. an sie direkt wandte, wehrte sie mit einem *immesyssygos* (ich bin nur die Gattin) ab. Ist dies nicht die Art der Frauen bei allen Völkern und in allen Zeitaltern? Sie regieren, vermeiden aber ängstlich den Schein des Regierens. Herr K. gab die Waffe schließlich auf, weil sie allein hundert Goldfranken kosten sollte, für das Gewebe und die Vase sollte er fünf Napoleons zahlen, wollte aber nur zwei geben. Wir waren schon wieder auf der Straße und hatten die Abschiedsgrüße ausgetauscht, da zog der Grieche, jedenfalls auf einen Wink seiner Gattin, Herrn K. noch einmal

ins Haus zurück und machte sein letztes Angebot für drei Napoleons. Diese zahlte Herr K. und zog erfreut mit Gewebe und Base ab.

Es wurde auch die höchste Zeit, denn wir wollten nun noch ins Theater gehn. An den Straßenecken hatten wir nämlich angekündigt gelesen: Magda, to exochon ergon tū megálu germanikū syngraféos Sudermann, „die Magda, das hervorragende Werk des großen deutschen Schriftstellers Sudermann,“ zu Gunsten tis kallitechnidos kyrias (der schönkünstlerischen Dame) Aikaterine Berone. Die Namen auf dem Personenverzeichnis hatten recht seltsame Gestalt bekommen. Der Oberstleutnant a. D. Sbartse (Schwarze) führte den vollklingenden Titel antisyntagmatarchis apostratos, aus May von Wendlowski war ein Maximos Bendolbskis geworden, gänzlich korrumpiert war der Pastor Hefsterdingk, der war den Griechen offenbar zu barbarisch gewesen, sie hatten ihn in einen ierefs Cheltertín gewandelt, Klebs und Beckmann erschienen als Klemps und Mpekman, und die Frau Ulrich trat in seltsamer Metamorphose auf als kyria Ouxrich.

Wir betraten das Theater, als das Schauspiel schon begonnen hatte. Das Publikum wußte natürlich, daß wir Deutsche waren, und machte uns, trotz der Störung, die wir verursachten, aufs höflichste und freundlichste Platz, ganze Reihen erhoben sich, uns durchzulassen. Man ehrte in uns die Landsleute des „großen Schriftstellers Sudermann.“ Die Aufführung selbst war gut und offenbar sorgfältig einstudiert. Höchst interessant war es, die deutschen Gestalten des Schauspiels hier gleichsam ins Griechische überetzt zu sehen. Die Leidenschaft der Sprache, der Bewegungen, des ganzen Gebarens war durchaus südländisch, die Damen gingen mit ihren Fächern um, wie es unsre nie tun, weder im Leben noch im Schauspiel. Die seltsamste Gestalt war der Pastor „Cheltertín,“ der mit wohlgedrehtem Schnurrbart und kurzem schwarzem Röckchen erschien. Das Stück erregte das größte Interesse bei dem zahlreich versammelten griechischen Publikum. Da wir jedoch von den gesprochenen Worten selbstverständlich nur herzlich wenig verstanden und uns an dem leidenschaftlichen Gebaren der Agierenden bald satt gesehen hatten, verließen wir nach dem zweiten Akte das Theater wieder und zogen unter fröhlichem deutschem Gesange durch die jetzt in weißem Mondlicht liegenden Straßen der Hermesstadt an das Meer, wo die Barke unser wartete. Ein fröhliches Konvivialium im engern Kreise bei frischgekauftem Syrawein vereinigte uns noch bis nach Mitternacht auf Deck unsers Schiffes. Der erste unangenehme Eindruck, den die Frechheit der Bootsleute auf uns gemacht hatte, war durch die Liebenswürdigkeit der Hermupolitaner völlig verwischt worden, und freundlich glänzten jetzt, wie zum Abschied, die Lichter am Hafen über die leicht bewegte See zu uns herüber.

Noch vor Sonnenaufgang setzte sich unser Schiff wieder in Bewegung und fuhr zunächst auf Tinos (das alte Tenos) zu. Hier landeten wir jedoch nicht, da die Insel keine nennenswerten Reste des Altertums und nicht einmal ein Museum hat. Um so interessanter wäre freilich ihr Besuch für den Freund des griechischen Volkslebens und der griechischen Sitten, wenigstens zur Zeit der großen Feste. Auf der Insel steht nämlich eines der größten

Heiligtümer der griechischen Welt, die Kirche der Panagia Evangelistria (der gute Botschaft verkündigenden allerheiligsten Gottesmutter). Wir sahen dieses große Bauwerk im Vorbeifahren hoch über der Stadt unmittelbar unter dem bis mehr als siebenhundert Meter schroff aufsteigenden Felskegel. Dort finden um die Osterzeit und im Herbst Festversammlungen statt, zu denen je fünfzehn- bis zwanzigtausend Menschen aus allen Teilen der griechischen Welt, sogar aus Ägypten und vom Schwarzen Meer, zusammenströmen. Es geschehn regelmäßig dabei acht bis zehn wunderbare Heilungen. Die Stadt Tinos ist bei so starkem, regelmäßig wiederkehrendem Andrang frömmen und genesungsbedürftiger Wallfahrer ganz auf Fremde aller Gattungen eingerichtet. Für die Reichern giebt es Hotels und Xenodochia, für die Ärmern sind große Unterkunfthallen gebaut. Ich hätte gern diesem Lourdes des Inselmeeres einen Besuch abgestattet, aber unser Schiff führte uns an der modernen Wallfahrtsinsel vorüber zu der antiken, dem hochheiligen Delos.

Es gibt zwei Inseln dieses Namens, Groß-Delos und Klein-Delos. Beide sind nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt. Das westlich liegende Groß-Delos hieß im Altertum Rheneia und war eine Art profanen Vorhofs für die heilige Nachbarinsel und zugleich der Ort, wo die Delier ihre Toten bestatteten; denn ihre eigne heilige Insel duldet nichts Unreines. Jetzt ist Megálo-Deli Quarantänestation des Königreichs Griechenland. Alle aus verdächtigen Häfen kommenden Schiffe müssen, ehe sie im Piräus landen dürfen, die jedesmal festgesetzte Anzahl von Tagen dort vor Anker liegen bleiben. Wir sahen im Vorbeifahren einen großen Dampfer, der aus dem pestverdächtigen Konstantinopel kam und im Begriff war, seine Zeit dort abzuliegen. Es soll nichts Langweiligeres geben, als zwischen diesen dürrn Inseln zehn bis zwölf Tage lang in der Sonne zu schmoren ohne jede Abwechslung und Beschäftigung. Am Strande stehn gelbe Holzbaracken, in denen man Unterkunft und Verpflegung findet, natürlich nur gegen angemessene Bezahlung, sodaß die Quarantäne nicht nur ein langweiliges, sondern auch ein recht kostspieliges Vergnügen ist.

Wir fuhren um den bösen Ort in großem Bogen und gingen in Klein-Delos, der alten hochheiligen Insel, vor Anker, die der Sage nach früher im Meere schwamm und erst von dem Augenblick an fest stand, wo Leto hier den Apollo und die Artemis zur Welt brachte. Von da ab galt sie als der Mittelpunkt des Archipels, um den sich die übrigen Inseln, die deshalb „Kykladen“ hießen, im Kreise gruppierten. Die Insel war zuerst das religiöse Zentrum des ionischen Stammes, dann der Mittelpunkt des attischen Seebundes; sie wurde nach dem Sturze der athenischen Macht selbständig und zuletzt dem römischen Reiche einverleibt. Aus allen vier Perioden sind Bauwerke erhalten, die zahlreichsten natürlich aus den beiden letzten. Zu Ende der Kaiserzeit verfiel der Kultus, und damit verödete die Insel. Da jedoch keine Stadt in der Nähe lag, so wurde nichts weggeschafft. Es blieb alles unter dem Schutt erhalten. Darum war es eine dankbare Aufgabe, die heiligen Stätten wieder auszugraben. Die Franzosen, die sich in archäologischer Beziehung als getreue Söhne und Diener Apollos beweisen — auch Delphi haben sie ja aufgegraben —

haben zu verschiedenen Zeiten in Delos Ausgrabungen veranstaltet, bis jetzt aber nur in ungeordneter und unvollständiger Weise, sodaß ohne ein genaues Studium kein Überblick möglich ist. Die spätern Ausgraber pflegten nämlich um der größern Bequemlichkeit willen ihren Schutt immer auf die Ausgrabungen der frühern zu werfen. Jetzt hat aber Monsieur Homolle den Plan gefaßt, wenn er mit Delphi fertig ist, den gesamten Schutt ins Meer zu schaffen. Er will zu diesem Zweck eine Eisenbahn zum Meere bauen und mit dem Schutt den alten Molo wiederherstellen, wenn möglich bis zu einem der Insel gegenüberliegenden Riff. Dadurch würde der antike Hafen in seinem alten Umfange wieder erstehn. Diese so geplante gründliche Aufräumung würde einen saubern, übersichtlichen, anständigen Trümmerplatz schaffen, wie es die zu Olympia und Delphi sind.

Von den Gebäuden zog natürlich vor allem der Apollotempel in der Mitte der ganzen Anlage unsre Augen auf sich. Baedeker nimmt neben ihm einen Tempel der Leto an. Dörpfeld hat aber festgestellt, daß hier drei Apollotempel dicht nebeneinander liegen, die drei verschiedene Entwicklungsstufen der Architektur darstellen; der rechts ist der älteste aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, der in der Mitte entspricht in seinen Abmessungen genau dem Parthenon auf der Akropolis ohne die Ringhalle und ist diesem offenbar nachgebildet, stammt also aus athenischer Zeit, der links gehört der hellenistischen Periode an und ist etwa in das Ende des vierten Jahrhunderts zu setzen.

Nicht weit von diesem in drei Auflagen erhaltenen Tempel liegt der große Rinderstall für die Hekatomben, die dem Gotte geschlachtet wurden. Es wird nicht leicht einen schönern Stall in der Welt gegeben haben oder geben als diesen. Fast scheint es, als habe man den Schlachtthieren vor ihrem Opfertode noch eine besondere Freude und Ehre bereiten wollen. Der apollinische Rinderstall ist ein langer, prächtiger Saal mit Vorraum und Hinterraum und einer bassinartigen Vertiefung in der Mitte. Der Fußboden ist mit breiten, schönen Marmorplatten bedeckt, die Wände sind mit Marmor verkleidet und mit einem umlaufenden Fries geziert. Liegende Stiere und Stierköpfe bilden die Kapitäle der Eingangspfeiler. Neben diesem Stalle sieht man die Reste des als eines der sieben Weltwunder gepriesenen „Hörneraltars,“ der die Form eines Schiffsschnabels hatte und seinen Namen von den ihm angehefteten Widderhörnern trug.

Außer diesen dem Kultus geweihten Gebäuden sowie den üblichen Säulenhallen, Schatzhäusern und Marktplätzen sind in Delos noch die gut erhaltenen Privathäuser bemerkenswert. Delos ist in dieser Hinsicht ein zweites Pompeji. Diese Häuser stammen aus hellenistischer und römischer Zeit und gleichen in der Anlage den pompejanischen, nur daß sie sämtlich unter dem Atrium eine Zisterne haben. Die Pompejaner hatten vorzügliches Leitungswasser und Brunnen-trinkwasser, auf den griechischen Inseln fehlt es daran, und noch heute hat dort jedes Haus seine eigne Zisterne.

Im ganzen macht der Platz, wo einst die heilige Stadt Delos gestanden hat, den Eindruck einer ziemlich ungeordneten, wüsten Trümmerstätte. Schutthaufen bedecken stellenweise die Überreste, und zwischen den Säulentrümmern und Gebälkstücken sproßt hartes, stacheliges Gestrüpp. Überrascht ist das Ganze

von dem Torso der überlebensgroßen Statue des Römers Dfellius, die im zweiten Jahrhundert von zwei athenischen Künstlern in praxitelischer Manier angefertigt wurde. Jetzt steht der Torso neben der Basis, auf der einst die Bildsäule gestanden hat, und erhebt sich über all den heiligen und profanen Trümmern wie ein nackter, verstümmelter Riese.

Zuletzt kamen wir auf unsrer Wandrung auch an den heiligen See, an dessen Ufer Leto das göttliche Geschwisterpaar geboren haben soll. Auf ihm wurden Schwäne gehalten, die wegen des schönen Gesangs, den man ihnen zuschrieb, dem Apollo heilig waren. Der See wird damals wohl etwas anders ausgesehen haben als heute, wo er aller Göttlichkeit entkleidet ist. Noch immer umgibt ihn, wenigstens zum Teil, eine verfallne Umfassungsmauer von elliptischer Form, aber sein Wasser ist schlecht und lau, und es ist niemand zu raten, davon zu trinken. Wir sahen keine Schwäne, aber es sprangen bei unsrer Annäherung einige Frösche ins Wasser. Dieser See liegt an der tiefsten Stelle der Insel, wo sich das Regenwasser sammelt, und bleibt das ganze Jahr, wenn er auch im Sommer zu einem kleinen Teiche zusammenschrumpft.

Wo so viele Jahrhunderte lang ein freies, fröhliches und frommes Leben herrschte, wo rauschende Feste mit glänzenden Umzügen gefeiert wurden, wo Handel und Wandel blühten, da herrscht jetzt die Ruhe des Todes. Delos ist unbewohnt. Nur die beiden Wächter der Ausgrabungen schleppen hier ihre einsamen Tage dahin mit ihren Schafen und Kindern, die auf „der heiligen Straße“ und der alten Agora das spärlich vorhandne Gras abweiden. „Da wandeln ja noch lebendige Hekatomben,“ rief einer unsrer Gesellschaft aus, als am Kinderstall des Apollo zwei Kühe auftauchten.

Zum Mittagessen begaben wir uns auf unser Schiff zurück. Dann folgte die Besichtigung des Theaters, die wie gewöhnlich eine geraume Zeit in Anspruch nahm. Gerade das Theater zu Delos hatte Buchstein zum Gegenstand kühner Hypothesen gemacht. Er hatte das ganze um das Bühnengebäude herum laufende Podium für Bühne erklärt (in Wirklichkeit ist es nur Dekorationshalle), er hatte auf ganz dünnen Pfeilern eine zweistöckige Wand aufgeführt, von der kein Stein erhalten ist u. dgl. Das sollte dann eine „methodische Rekonstruktion“ sein. Etwa ein Duzend von unsern Leuten hatte, weil sie sich über die Theaterfrage schon durch die frühern Besichtigungen genügend klar geworden waren, statt diese Erörterung mit anzuhören, eine Fahrt nach Megolo-Diki, dem alten Rheneia, unternommen, um die Totenstadt der Delier zu besichtigen. Diese kehrten jetzt zurück, ziemlich angeödet; denn es war nichts zu sehen gewesen. Es sollte nun gemeinsam vom Theater aus der Berg Kynthos bestiegen und die unter dem Gipfel liegende Pansgrotte besucht werden. Kaum aber hatten wir uns in Bewegung gesetzt, so führte der Gott, der uns den Besuch des ihm heiligen Berges verwehren wollte, eine so dunkle Wetterwolke herauf, daß wir die Besteigung aufgaben und statt dessen so rasch wie möglich zu dem einen der beiden Wächterhäuschen flüchteten. Als wir dort anlangten, begann der Regen mit aller Macht niederzugehen, und das Unglück wollte nun, daß man den Schlüssel nicht finden konnte. So drängten wir uns denn dicht an die Wände des kleinen Gebäudes, um wenigstens einigermaßen geschützt zu sein,

während der Wächter sorgfältig unter jedem Stein nachsah, ob etwa der Schlüssel darunter läge.

Ein eiskalter Wind, wie ich ihn der Insel Delos überhaupt nie zugetraut hätte, segte über das kahle Gefilde und machte uns erschauern, während der Regen in unheimlicher Fülle auf uns niederschlug. Zum Glück dauerte es nicht lange, bis auch der andre Wächter, den Schafpelz über Kopf und Nacken gezogen und den Schlüssel in der Hand, herbeigeilt kam. Er hatte die Boote herangeholt und vorher den Schlüssel abzugeben vergessen. Nun konnten wir wenigstens unter Dach und Fach kommen, indem der größere Teil der Gesellschaft in dem Wächterhäuschen selbst, der kleinere in einem der starkduftenden Steinhäuschen Platz fand, die des Nachts den Schafen zum Aufenthalt dienen. Gegen die Behausung dieses Hirten muß das Anwesen des alten Sauhirten Cumnäus der reine Palast gewesen sein. Eng, schmutzig und fensterlos glich sie mehr einer Höhle als einer menschlichen Wohnstätte. In der einen Ecke war aus Steinen eine primitive Feuerstelle errichtet. Als einzige Sitz- und zugleich Liegegelegenheit diente das sogenannte Bett, bestehend aus einigen Brettern, die mit schmutzigen Schaffellen bedeckt waren. Der Phylax, höflich wie er war, machte die Honneurs seiner Höhle, indem er die ihm die vornehmste scheinende Dame — es war Dörpfelds Gattin — aufforderte, auf seinem Staatssofa Platz zu nehmen. Die Frau Professor spürte jedoch begreiflicherweise nicht die mindeste Lust, mit den zweifelhaften und nicht gerade goldnen Bliesen in nähere Berührung zu kommen, und lehnte die Einladung ab. Das nahm nun wieder der Wächter übel und bemerkte nachdrücklich, daß es in seinem Hause kein Ungeziefer gebe. Um ihn zu begütigen, opferte sich dann die kyria Dörpfeld und mit ihr eine andre unsrer Damen. Beide setzten sich mit Heroismus in die Wolle, während wir Herren von unserm schönen Privilegium, stehn zu dürfen, mit Freuden Gebrauch machten.

Wir verließen unsern unerfreulichen Aufenthalt, sobald der Regen nur ein wenig nachgelassen hatte. Inzwischen war bemerkt worden, daß einer von unsrer Gesellschaft fehlte. Er hatte die Expedition nach der Toteninsel mitgemacht und war nun nirgends zu finden. Von den Teilnehmern dieser Fahrt erinnerte sich keiner, ihn auch bei der Rückfahrt im Boote gesehen zu haben. So mußten wir uns, nachdem wir auf dem Trümmerfelde vergeblich nach ihm gesucht und gerufen hatten, dazu entschließen, das eine Boot nochmals nach Rheneia hinüberzusenden, um dort nach dem verlorenen Sohn zu forschen. Da fand man ihn denn auch in der Tat. Er hatte sich, leichtsinnig wie die Jugend ist, an eine versteckte Stelle des Strandes gelegt, war eingeschlafen und so zurückgelassen worden. Der Regen hatte ihn geweckt, und er war dann wie ein Verzweifelter am Strande umhergeirrt und hatte die Stimme, die suchende, weithin geschickt, ohne daß ein Nachen vom rettenden Strande gestoßen wäre. Da er nun nicht Lust hatte, auf Rheneia eine Robinsonade aufzuführen, so wäre ihm schließlich nichts andres übrig geblieben, als sich auf der Quarantänestation zu melden und bei den Verdächtigen internieren zu lassen, womit er selber verdächtig geworden wäre. Er hätte dann wahrscheinlich tagelang in der gelblichen Baracke sitzen und dann nach dem Piräus zurückkehren müssen.

Nun war er froh, daß ihm doch noch ein Boot gesandt worden war, obwohl er von den im Boote Sitzenden mit nichts weniger als freundlichen Worten begrüßt wurde.

Als wir endlich wieder alle an Bord waren, ging unser Schiff nach dem nahen Mykonos in See. Hier erwartete uns schon seit Sonnenaufgang der Professor der Geographie, Dr. Philippsohn aus Berlin mit heißer Sehnsucht. Nach dem ursprünglichen Plane hätten wir nämlich schon am Morgen des Tages in Mykonos eintreffen müssen, das schlechte Wetter hatte alles umgestoßen, und Herr Philippsohn hatte sich in dem kleinen Nest „elend geödet.“ Nun fuhr er mit einem gemieteten Boot an unser Schiff heran und lud uns ein, gleich einzusteigen. Dann führte er uns bei rasch wachsender Dämmerung — es war schon gegen sieben Uhr — in den Ort, um uns, wie er sagte, die Geheimnisse von Mykonos zu zeigen. Diese bestehn erstens in 360 Kirchen; genau so viel, nicht mehr und nicht weniger, zählt die kleine Insel. Sie liegen wie Winzerhäuschen oder kleine weiße Mühlen in den Feldern und Weinbergen zerstreut. Sodann in dem unglaublichen Gewirr und Gewinkel der Gassen, die häufig nicht so breit sind, daß man die Arme ausbreiten kann. Die Häuser sind alle weiß, die Dächer flach, und geländerlose Steintreppen führen direkt von der Straße an den Außenwänden hinauf zu den obern Stockwerken. Leider gab es hier in Mykonos sogar zwei Museen zu besichtigen. Ich hoffte, die Dunkelheit würde uns diese Arbeit, wenigstens für den Abend, ersparen. Aber es half nichts. Der Epistates brachte die Schlüssel; Streichhölzer und Lichter wurden hervorgeholt und ohne Gnade den Göttern und Göttinnen unter die unsterblichen Nasen geleuchtet. Mir wurde das bald langweilig. Ich hatte an diesem Tage schon genug und übergenug Antikes und Totes gesehen und strebte nun entschieden nach etwas Modernem und Lebendem.

Die Mykonierinnen sind nämlich von alters her wegen ihrer Schönheit berühmt, sie gelten durch schlanken Wuchs und Reinheit der Rasse als die schönsten der Inselgriechinnen, und das will etwas sagen. Denn schon in Hermupolis hatten wir prachtvolle weibliche Erscheinungen zu bewundern Gelegenheit gehabt. Die Frauen und die Jungfrauen von Mykonos ergingen sich nun zur Feierabendzeit am Meeresufer. Sie zu sehen, verließ ich schnöde die Grabstelen, Vasentrümmer, Löwenköpfe und Reliefs der Sammlungen. Als ich ins Freie kam, sah ich, daß auch andre von demselben Verlangen getrieben worden waren. Alles, was nicht bloß Archäologe sondern auch noch ein wenig Neologe und Parthenologe war, war schon draußen oder kam noch heraus an den Strand, und nur die eingefleischtesten Stein- und Kunstfexe blieben bis zuletzt in den dumpfen, niedrigen Räumen der Museen. Auch unsre Damen trieb die Neugier, ihre vielgerühmten Konkurrentinnen in der Schönheit kennen zu lernen. In der Tat, das Schauspiel war sehenswert. Die Mykonierinnen führten ihr göttlichen Reize am Strande spazieren. Zu zweien oder dreien gingen die prachtvollen Gestalten mit den stolzen Köpfen und dem mächtigen schwarzen Haarwuchs, der durch keinerlei Hüte oder Hauben verdeckt war, langsam auf dem Quai hin und her. Sie beobachteten dabei

die allergrößte Zurückhaltung und Sittsamkeit, und nur ihre sonnenhaft leuchtenden großen Augen schweiften mit einem leichten Anflug von Neugier zu den europäischen Männern und mehr noch zu den Damen hinüber.

Einer von uns, ein schon älterer Herr, brach bei dem Anblick eines ganz auffallend schönen Mädchens unwillkürlich in die bewundernden Worte aus: Diese hier ist die eigentliche Schönheit von Mykonos.

Darauf erwiderte Herr Philippsohn erregt: Ich werde hier als Gastfreund betrachtet und muß Sie deswegen bitten, solche Äußerungen zu unterlassen. Man kann gar nicht wissen, wie viel Deutsch hier verstanden wird.

Glauben Sie denn, antwortete der Getadelte, daß ein solches Lob, auch wenn es verstanden würde, bei der Jungfrau Anstoß erregen würde?

Allerdings. Sie wissen gar nicht, wie zartfühlend diese Griechinnen sind, zumal auf den Inseln.

Es war inzwischen so finster geworden, daß nicht einmal die leuchtende Schönheit der zartfühlenden Mykonierinnen die Dunkelheit mehr zu durchdringen vermochte. Auch zogen sich die Frauen jetzt allmählich zurück. Es blieben nur die Männer und einige halbwüchsige Bengel, die sich alsbald zu prügeln anfangen. Das hatte für uns keinen Reiz, wir fuhren zum Schiffe zurück.

Hier erlebten wir bald darauf ein bemerkenswertes Beispiel griechischer Gastfreundschaft. Einer unsrer Ungarn hatte sich beim Baden im Meer — die südlichen Gewässer haben ungeahnte Tücken, wie auch ich sehr bald am eignen Leib erfahren sollte — eine Muschel in den Fuß getreten und eine ziemlich tiefe halbkreisförmige Wunde davongetragen. Anfangs hatten ihn seine Landsleute verbunden, aber die Sache ließ sich doch zu bedenklich an, als daß man es bei so dilettantischen Bemühungen hätte bewenden lassen können. Da es nun in Mykonos einen brauchbaren Arzt geben sollte, so wurde unser Boot noch einmal zurückgesandt, diesen Askulap an Bord zu holen. Er erschien, verrichtete seine Arbeit und weigerte sich dann, für seine Bemühungen etwas zu nehmen. Das verbiete ihm die *philoxenia*. Und doch war er bei nachtschlafender Zeit geholt worden, hatte eine lange Fahrt gemacht und wieder zurück zu machen — denn unser Schiff lag ziemlich weit draußen — und hatte außerdem sein eignes Verbandzeug mitgebracht. Dennoch ließ er sich nur mit Mühe bewegen, eine entsprechende Gratifikation anzunehmen. Der Ungar hatte übrigens großen Nachteil von seinem unheilvollen Bad. Er mußte beständig an Bord bleiben und den Fuß hochlegen. Von all den Inseln, die wir noch besuchten, hat er keine betreten. Amphitrite war dem Steppensohne nicht hold.

